

Maurice Villain

Was kann der Theologe Mutiges für die ökumenische Verständigung tun?

Eine katholische Antwort

Man gestatte uns zunächst die eine oder andere Bemerkung zum Titel. Der Mut ist «eine seelische Regung, die ohne Rücksicht auf Hindernisse und Gefahren zu außerordentlichen Taten antreibt» (Littré). Bekanntlich gab es eine Zeit, wo der Theologe, der von einer nicht klassischen Wahrheit gepackt war, manchmal unter Gefährdung wenn nicht seines Lebens, so doch seiner Laufbahn einen Kampf ausfechten mußte, wenn er sie äußern wollte, und man riet ihm damals kaum, sich als wagemutig zu erzeigen. Diese Zeit ist, wie wir hoffen, vorbei. Doch ist Mut im theologischen Bereich nicht zu verwechseln mit Verwegenheit, mit unkluger, anmaßender Tollkühnheit. Der Theologe muß immer in Treue zur Offenbarung tätig sein, vor allem heute, wo die Glaubenskrise den Ökumenismus keineswegs fördert, sondern in Frage stellt und erschüttert. Gewiß muß der Theologe sein Denken mutig vorantreiben, wenn er einen Gedanken als begründet ansieht; er wird dabei jedoch stets bescheiden und in Gebet und Betrachtung in ständigem Kontakt mit der Quelle bleiben, denn wie könnte sonst seine Stoßkraft prophetisch sein? Abbé Paul Couturier hatte sich «klugen Wagemut» zur Regel gemacht, und so wurde er, der einfache, «gewöhnliche» Geistliche, mit jahrhundertealten Hindernissen fertig, auch wenn diese mitten im Zentrum der katholischen Kirche sich auftürmten. Er vollbrachte diese «kopernikanische Wende» vom geschlossenen Gebet der Katholiken für die Rückkehr der getrennten Brüder zum offenen Gebet «aller Christen für die Einheit, die Christus für seine Kirche will».

Zweitens müssen wir unter den unendlich vielen Aspekten der ökumenischen Theologie eine Auswahl treffen, welche die vordringlichsten Probleme voranstellt. Wir werden diese Auswahl treffen im Hinblick auf die neueste Lage der Dinge, im Hinblick auf die Glaubensbedürfnisse und die Anliegen, die jüngst an der Versammlung von Uppsala zutage traten.¹ Auch werden wir uns auf Probleme

der Glaubenslehre (dies ist der Sinn der Titelfrage) beschränken und all das beiseite lassen, was die ökumenische Aktion betrifft.

Der katholische Theologe kann unserer Ansicht nach in drei Richtungen seine Dienste anbieten: Er kann 1. mit seinen protestantischen Brüdern das Mysterium Gottes tiefer ergründen; 2. das Studium der mit der Eucharistiegemeinschaft zusammenhängenden Probleme weiterführen; 3. in der öffentlichen Meinung (und durch eine allgemeine Gebetsbewegung) den Eintritt der römischen Kirche in den Ökumenischen Rat der Kirchen vorbereiten (ÖRK).

1. Miteinander das Mysterium Gottes tiefer ergründen

Sagen wir es ohne Umschweife: Es handelt sich hier vielleicht um die dringlichste, wenn nicht wagemutigste Arbeit für das ökumenische Verständnis. Im Jahr 1967/68, das für uns das «Jahr des Glaubens» war, wurden alle Kirchen, die Römisch-katholische Kirche nicht ausgenommen, durch eine allgemeine Glaubenskrise hart angepackt. Pastor E.C. Blake, Generalsekretär des ÖRK, bezeugte dies mit Beklemmung in seinem Bericht über Heraklion (August 1967). Er nahm von «neuen theologischen Ansichten» Abstand, welche «die Realität Gottes des Vaters unseres Herrn Jesus Christus, wie er sich in der Bibel den Augen des Glaubens zu erkennen gibt», in Frage stellen (er dachte dabei ausdrücklich an die Auswüchse der deutschen Entmythologisierungstheorien und die amerikanische Schule des «Todes Gottes»). Und er fügte hinzu: «Wenn dies eine konservative Haltung und für die Progressisten ein Obskurantentum ist, nun gut», denn «die ökumenische Bewegung hängt heute, wie zur Zeit ihrer Anfänge, vom transzendenten Gott ab, der sich in seinem Sohn, unserem Herrn, geoffenbart hat». Erst recht kümmert sich die neue Theologie wenig um die Einheit der biblischen Offenbarung sowie um die neutestamentlichen Grundlagen der Ekklesiologie, und damit stürzt selbst das Fundament des ÖRK zusammen, wie es schon Pastor Visser't Hooft befürchtet hat, als er im vorigen Jahr einen ersten Alarmruf ausstieß.²

Unter dem Eindruck dieser Erlebnisse waren die Organisatoren von Uppsala auf eine hartnäckige Offensive der neuen Theologie gefaßt. Nun aber war dies aus zwei einander entgegengesetzten Gründen, die deutlich wahrzunehmen waren, nicht der Fall. Einerseits richtete der Impuls der

Soziologen, von der systematischen Kontestation der Jungen unterstützt, den Blick auf die Probleme des Menschen und der Welt. Andererseits war der sehr kräftige Impuls der Orthodoxen (die zur größten Konfessionsgruppe der Versammlung geworden sind) und die Mitarbeit der katholischen Beobachter und Gäste, die an den Arbeitsgruppen voll teilnahmen,³ wider alle Erwartung für die Ausrichtung des theologischen Programms entscheidend, und der Bericht der Sektion I über den Heiligen Geist und die Katholizität der Kirche wurde auf eine entschieden trinitarische Basis gestellt. So trat die erwartete Offensive nicht ein, und wir können bezeugen, daß oftmals eine zu ausschließlich funktionale Theologie zugunsten der ontologischen Werte des Credo zurechtgerückt wurde.

Heißt dies, die befürchteten Schreckgespenster seien verschwunden? Leider nicht. Die Krise ist geblieben und wird zweifellos früher oder später von neuem in Erscheinung treten, um so mehr als die Texte einer Versammlung nicht normativ sind. Und sie wütet auch bei uns, trotz des «aggiornamento» des Konzils. Darum bestehen wir so sehr darauf, daß unsere erste ökumenische Pflicht die ist, unsere Anstrengungen miteinander zu vereinen, um dieser Krise Herr zu werden.

Auf die Dringlichkeit eines Problems aufmerksam machen (wir haben hier allein dies zu tun) heißt jedoch noch nicht, es lösen. Bemerken wir nur noch, daß man sich dazu mehrerer Methoden bedienen kann. Die eine könnte vom Glaubensbekenntnis ausgehen und dem ternarischen Rhythmus des Credo folgen, das uns vermittelt der Werke, welche die Tradition ihnen «auf dem Weg der Appropriation» zuschreibt, eine gewisse analoge Kenntnis der drei göttlichen Personen vermittelt. Zwar mögen einige über diesen Vorschlag lächeln, aber diese klassische Arbeit, die viel kühner ist als sie erscheint, wäre heute äußerst nützlich. Es würde jedoch unseres Erachtens weiterführen, auf dem Weg der Induktion vom Menschen auszugehen, wie dies der Holländische Katechismus tut, der eine ausgezeichnete Einführung in den Glauben ist. Man denke nur an seinen Aufbau: Das Dasein – ein Geheimnis; Der Weg zu Christus; Der Menschensohn; Der Weg Christi; Der Weg zur Vollendung. Auf jeder großen Etappe (der man nicht bis in alle Wegwindungen hinein zu folgen braucht) würde man sich bemühen, das Mysterium der Transzendenz Gottes und des Menschen hervortreten zu lassen. Diese Methode befriedigt die heutige Mentalität mehr: sie entspricht der heilsgeschichtlichen Theologie.

Gewiß werden wir bei diesem Vorgehen immer wieder auf Auswirkungen unserer konfessionellen Trennungen stoßen. Es ist aber nicht der Moment, es uns deswegen schwer zu machen; wichtig ist nur, daß wir den Weg wiederentdecken, und zwar gemeinsam. Dieses Seite-an-Seite-Marschieren wird unter uns ein gegenseitiges Vertrauen schaffen – sagen wir besser, eine Transparenz, die uns behilflich sein wird, in der Folge auf die konfessionellen Probleme zurückzukommen, die dann, wie wir mit Erstaunen feststellen werden, anders aussehen. Ein neues, ungewohntes und sicherlich gewagteres Vorgehen. Und auf jeden Fall werden wir im Gebet und mit der Gnade des Herrn miteinander über die Glaubenskrise hinweggekommen sein.

2. Die mit der Eucharistiegemeinschaft zusammenhängenden Probleme

Hier liegt unser zweites Arbeitsfeld. Das ungeduldige Verlangen nach der Interkommunion (zwischen Katholiken und Protestanten oder zwischen Orthodoxen und Protestanten) schwillt wie eine Flutwelle an. Beweis dafür sind die Begegnungen der Jungen zu Taizé in diesen letzten Jahren (der Vorschlag, in der Krypta anhaltend zu beten, verwandelte, wie der Prior es ausdrückte, diese «ungestüme Ungeduld» in «glühende Geduld», löste jedoch das Problem nicht), vor allem aber die gemeinsame Eucharistiefeyer von Pfingsten in Paris (Anruf von einzigartiger Bedeutung? ... Prophetische Geste? ... Und doch sprach die Hierarchie ihre Mißbilligung aus). Wie es nicht anders zu erwarten war, ergoß sich während der Wochen der Versammlung die Flutwelle über Uppsala und war nicht einzudämmen: Katholiken (selbst Priester) empfingen an den Abendmahls-gottesdiensten der schwedischen Kirche die Kommunion; es fanden insgeheim gemeinsame Eucharistiefeyern statt; eine Gruppe von Protestanten und Katholiken (Laien und Priester) faßten den Beschluß, von nun an die Interkommunion zu praktizieren – alles Dinge, die zu tadeln sind und die die gelöste Atmosphäre der Debatte nur beeinträchtigen konnten.

Denn es fand tatsächlich während drei langen Sitzungen des Komitees für Glauben und Kirchenversammlung eine Diskussion über einen zu diesem Zweck vorbereiteten Text statt. Es waren dabei auf verschiedener Ebene Einsprüche zu vernehmen. Studenten (Protestanten und Katholiken) betrachten sich schon als Mitglieder der einen Kirche Christi (von morgen) und nehmen sich mit

bestem Gewissen das Recht heraus, auf der einen oder auf der andern Seite am gleichen Tisch zu kommunizieren. Will man ihnen dies verbieten, so drohen sie mit dem Austritt aus ihren traditionellen Kirchen. Abgewogener und sachverständiger ist das Ansuchen, das einige protestantische Pfarrer wiederholt vorbrachten, und das von Max Thurian in «Le Pain unique» schon vermerkt wurde. Sie sagen: Zwischen Katholiken und Sondergruppen von Protestanten besteht ein gültiges Einvernehmen über die allgemeine Eucharistielehre; könnte man nicht auf Grund dieser übereinstimmenden Auffassung wenigstens bei ökumenischen Begegnungen die Interkommunion gestatten, und wäre diese, sofern sie in der richtigen Intention geschieht, nicht ein Gnadenmittel, um zur vollständigen Einheit zu gelangen? (Ein Ansatz zu dieser Lösung findet sich im Dekret über den Ökumenismus). Und man bemerkt: Die Interkommunion ist übrigens schon ein *fait accompli*, und die dadurch herausgeforderten Theologen müßten doch dafür eine Rechtfertigung finden ...

Die orthodoxen und katholischen Theologen (man wird es uns nachsehen, daß wir ihre Namen verschweigen) erklärten sich aber für nicht zuständig, und die Frage kam der Lösung nicht näher. Die Orthodoxen zeigten sich dem Anliegen völlig verschlossen: nach ihrer Ansicht kann einzig ein ausdrückliches Bekenntnis des orthodoxen Glaubens zur Kommunion am orthodoxen Tisch berechtigen.⁴ Mit verschiedenen Nuancen (und mehr Verständnis für die Forderung der Jungen, «die mit beiden Füßen in der Gegenwart stehen und die Imperative der Tradition nicht zu erfassen vermögen»), widersetzten sich auch die katholischen Theologen diesem Begehren, auch wenn sie dieses Problem, das «noch nicht reif» sei, «offen» ließen. Der Schreibende hat den Eindruck gewonnen, daß diese Antworten durch eine Atmosphäre der Unabhängigkeit, um nicht zu sagen stummer Auflehnung beeinträchtigt waren, und angesichts eines zu heterodoxen Zuhörerkreises waren sie zu wenig wissenschaftlich und auch nicht entspannt.

Was ist zu tun? Man müßte zwangsläufig auf einer andern Ebene nach einer Plattform zu einem Einvernehmen suchen. Max Thurian ergriff die Initiative und verlangte, daß wenigstens die herausgeforderte Kirche die Empfehlung von Lund (1952) über die *open communion* (die offene Kommunion) gelten lassen sollte. Worum handelt es sich? Die Konferenz von Lund verlangte, daß die Kirche, deren Disziplin es ihren Gläubigen untersagt, sich dem Tisch anderer (praktisch protestantischer)

Kirchen zu nahen, damit einverstanden sein sollen, bei gewissen *ökumenischen* Anlässen die getrennten Brüder, die sie um den Leib des Herrn bitten, zu ihrem Tisch zuzulassen. Diese Christen bringen mit ihrer Bitte deutlich zum Ausdruck, daß sie sich mit ihnen schon in der Gemeinschaft der universalen (sagen wir, im Stil von Uppsala, der «katholischen») Kirche fühlen. Wie M. Thurian bemerkte, würde diese Praxis in einer großzügigen Auslegung des ökumenischen Direktoriums ihre Rechtfertigung finden, und bekanntlich haben römisch-katholische Bischöfe sie in besonderen Fällen gestattet.⁵ Liebe die katholische und orthodoxe Disziplin nicht diese Öffnung zu? Wenn auch die Geste nicht gegenseitig übernommen würde, so stellte sie doch wenigstens eine erste Stufe zu einer Öffnung dar. Aber auch dieser Vorstoß zeitigte ein negatives Ergebnis.

Eben diesen Punkt möchten wir betonen, denn wir glauben, daß diese Öffnung schon jetzt möglich ist. Was mein anglikanischer oder protestantischer Bruder wünscht, wenn er sich an meinem Tisch einfindet, ist, daß ich ihm Christus gebe, von dem er weiß, daß er da gegenwärtig ist; es kommt ihm weniger darauf an, wie ich diese Gegenwartsweise theologisch erkläre (was hier nur eine Nebenfrage ist); Hauptsache ist, daß er diese Gegenwart nicht zurückweist. Er erweckt nur einen Akt *positiven* Glaubens an die Eucharistie, und zieht ihn nicht zurück oder schränkt ihn nicht ein durch irgendeinen negativen, häretischen Akt. Und meine Geste, ihn zur Eucharistie zuzulassen, könnte eine Gelegenheit sein, ihm vorerst auf Grund biblischer Aussagen die Gültigkeit und Objektivität des «Gedächtnisses» des Herrn aufzuzeigen, worüber wir ganz miteinander übereinstimmen können. So könnte das, was bereits in (sehr seltenen) besonderen Fällen zugestanden worden war, anlässlich von näher zu bestimmenden ökumenischen Umständen zu einer erweiterten rechtsgültigen Gepflogenheit werden. Selbstverständlich schließen wir dabei jeden Gedanken an Proselytenmacherei aus; wir entsprechen damit nur einer schon von der Konferenz von Lund sanktionierten Bitte von protestantischer Seite.

Wir haben dieses Problem der Interkommunion – wobei wir uns schließlich mit dem Wunsch begnügten, zu unserem eucharistischen Tisch auch nichtkatholische christliche Brüder zuzulassen – von der theologischen Debatte von Uppsala aus besprochen. Es fehlte jedoch auf dem Programm dieser Diskussion die Vorfrage nach dem geistlichen Amt. Nicht, daß die miteinander diskutie-

renden Theologen sie übersehen hätten, aber sie mußten sich zweifellos zunächst mit der Ungeduld ihrer Gesprächspartner auseinandersetzen. Und doch hat es uns überrascht, ja sogar schockiert, daß sie nicht weit genug zurückgegangen sind. Sie hätten doch die Pflicht gehabt, zu erklären, daß die Frage nach der Möglichkeit gegenseitiger Anerkennung unserer geistlichen Ämter ernsthaft geprüft wird (wie *Concilium* 4 [1968/4] beweist), und sie hätten selbst Aufschluß über diese Untersuchungen geben sollen. Doch wie viele haben diese Aufsätze gelesen? Eine flüchtige Umfrage über diesen Punkt ergab nur negative Antworten!

Wir wollen nicht hier, in der gleichen Zeitschrift, von neuem mit einem Plädoyer beginnen; wir verweisen bloß auf dieses Aprilheft des Jahrgangs 1968 und wünschen, daß es aufmerksamer studiert wird. Und wir machen auch auf eine Schrift von Georges Tavard aufmerksam: «Signification du ministère protestant», die der Nationalkonferenz der «Consultation on Church Union» (Detroit 1968) vorgelegt wurde. Wir geben daraus nur die eindruckliche Bemerkung wieder: «Nicht die apostolische Sukzession macht die Kirche katholisch, sondern die Katholizität der Kirche verbürgt die apostolische Sukzession»; infolgedessen «könnte die Gültigkeit (des geistlichen Amtes einer Kirche) zu einem Zeitpunkt der Geschichte verschwinden, um später wieder aufgefunden zu werden». In dieser Hinsicht berechtigt die Verlautbarung der Versammlung von Uppsala über den Heiligen Geist und die Katholizität der Kirche zu großer Hoffnung. In dieser Richtung müssen wir wagemutig zusammenarbeiten.

3. In der öffentlichen Meinung auf den Beitritt der römischen Kirche zum Ökumenischen Rat der Kirchen vorbereiten

Der Eintritt der römischen Kirche in den Ökumenischen Rat der Kirchen – diese vor einigen Jahren noch undenkbar Idee – ist zu Uppsala einen entscheidenden Schritt vorwärts gekommen dank des meisterhaften Vortrags von Roberto Tucci S. J. über «Die ökumenische Bewegung, der Ökumenische Rat der Kirchen und die Römisch-katholische Kirche». Der Redner (Direktor der «Civiltà Cattolica», eines offiziellen Organs des Hl. Stuhls) suchte alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die die römische Kirche dahin führen könnte, sich um die Mitgliedschaft im Rate zu bewerben. Und obwohl er in seinem persönlichen Namen sprach, konnte niemand die Tragweite seiner Worte ver-

kennen. P. Tucci hat die Versammlung davon überzeugt, daß heute von seiten des Vatikans kein größeres Hindernis mehr vorliegt. Somit wird nicht mehr der ÖRK den Vatikan durch eine platonische, risikolose Einladung herausfordern, sondern es könnte der Vatikan sein, der dadurch, daß er sich um den Beitritt bewirbt, den ÖRK vor neue, heikle Probleme stellt, angefangen von der Frage nach der angemessenen Vertretung. Denn wie kann man das Gewicht einer Kirche universalen Charakters, die alleingegenüber mehr als die Hälfte der Christenheit umfaßt, übernehmen, ohne ein inneres Gleichgewicht zu gefährden, das schon zwischen den orthodoxen und den protestantischen Kirchen so schwankend ist? Wie ist das möglich, ohne die Struktur vollständig zu ändern? Eine noble, friedliche Herausforderung! Sie wurde loyal angenommen, und man faßte den Beschluß, daß gegebenenfalls die Kandidatur willkommen wäre. Man hat übrigens noch Zeit zum Nachdenken, da es nicht vor der nächsten Versammlung zur Eingliederung kommen kann.

Wir haben hier nicht abzuwägen, was für und was wider eine solche Eventualität spricht. Einige werden erschrecken: die römische Kirche arbeitet schon am Rande an den Arbeiten von Genf mit – eine Mitarbeit, die als ausgezeichnet und vollauf zufriedenstellend taxiert wird –; warum soll man noch mehr wollen? Ja, warum? Weil der riesige Umfang der Probleme des Menschen und der Welt es erheischt und weil, solange die Mitarbeit nur am Rande geschieht, ihr die volle Wirkungskraft fehlt, die sich aus einer vollen Integration ergäbe. Dabei denken wir nicht an die Chance, auf dem Gebiet der Glaubenslehre vorwärtszukommen (wenigstens nicht direkt); dies ist Aufgabe der bilateralen oder multilateralen Gespräche, die jetzt zwischen der römischen Kirche und den großen Kirchen und Bündnissen anheben, sondern wir denken an Entscheidungen auf weltweiter Ebene, die gemeinsam und somit von einem gemeinsamen Zentrum aus (und dieses Zentrum könnte nicht die römische Kirche sein) erarbeitet werden sollten, damit die Kräfte nicht verzettelt werden und der Einsatz möglichst wirkungsvoll ist. Diese Chance bietet sich nun.

Doch was kann der einfache Ökumeniker tun, der in die Geheimnisse der Götter nicht eingeweiht ist? Er kann sehr viel tun. Er kann durch seine Worte und Schriften die Weltmeinung bearbeiten in den führenden Klassen und auf allen Ebenen des christlichen Volkes, das die großen Ideale von Uppsala besser begriffen hat, als wir es zu hoffen gewagt hätten. Wenn er Priester ist, kann er auch

und vor allem die lebendigen Kräfte der Gebetswoche für die Einheit in diesem Sinn lenken. Mögen alle Christen demütig und beharrlich darum beten, daß Gottes Geist sich über den Vatikan und über Genf ergießt, damit durch den, der «alles neu macht», diese unschätzbare Gnade der Einheit uns zuteil werde.

¹ Der Verfasser dieses Beitrages hat die Versammlung von Uppsala von Anfang bis Ende verfolgt. Vgl. unsern Bericht: *L'Assemblée d'Upsal*: Rythmes du Monde (1968) Nr. 2.

² Vgl. zur Ergänzung unsern Aufsatz: *La grâce de l'œcuménisme aujourd'hui*: *Nouv. Rev. théol.* (Mai 1968) 517–524.

³ Wir erinnern auch daran, daß sechs römisch-katholische Theologen zu Mitgliedern der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung gewählt wurden.

⁴ Nur Prof. G. Klinger (Warschau) läßt die Frage offen. Er sagt im wesentlichen: Zwar kann die Interkommunion nur innerhalb der

wahren Kirche praktiziert werden. Doch wo sind heute deren Grenzen? Das Zweite Vatikanische Konzil schweigt sich darüber aus. Somit antworte ich weder ja noch nein.

⁵ Wir bestätigen aus sicherster Quelle, daß der Patriarch Athanasios das eucharistische Brot mit den Mitgliedern einer protestantischen Pilgerreise nach Istanbul geteilt hat. Eine kühne Ausnahme!

⁶ Veröffentlicht u. a. in: Bericht aus Uppsala 1968 (Genf 1968) 341–351.

Übersetzt von Dr. August Berz

MAURICE VILLAIN

geboren am 16. Mai 1900 in Argenton (Frankreich), Salettiner, 1927 zum Priester geweiht. Er studierte an der Sorbonne, an der École des Chartes und an der École des Hautes Études sowie am Angelicum und an der Theologischen Fakultät von Lyon, doktorierte 1929 in Theologie und widmet sich der ökumenischen Forschung. Er veröffentlichte: *Introduction à l'œcuménisme* (Paris⁴ 1964) und betreut die ökumenischen Chroniken in: «*Rythmes du Monde*» und im «*Figaro*».

Heinz Zahrnt

Was kann der Theologe
Mutiges für die ökumenische
Verständigung tun?

Eine evangelische Antwort

1. *Andere Trennungslinien*

Die praktische Frage, was der Theologe Mutiges für die ökumenische Verständigung tun könne, hängt ab von der grundsätzlichen Frage, was er überhaupt unter seiner Aufgabe als Theologe versteht und wie mutig er diese Aufgabe wahrzunehmen bereit ist. «Mut» bezeichnet ein bestimmtes Verhältnis des Menschen zur Zukunft. Mutig ist, wer nicht ängstlich am «Überkommenen» festhält, an dem, was nur mit einem verlängerten Visum aus der Vergangenheit in die Zukunft weiterreist, sondern wer sich der «Situation» stellt und sich für das, was auf ihn zukommt, offen hält; mutig ist, wer entgegen der «Feststellung» des Predigers Salomo – damit rechnet, daß es unter der Sonne doch Neues gibt. Und eben dieser Mut scheint mir einen Teil der Theologie in beiden großen abendländischen Kirchen ergriffen zu haben.

Immer wieder beobachte ich, daß man, wenn man an der Tagung einer evangelischen oder katho-

lischen Akademie teilnimmt, in der Diskussion oft gar nicht weiß, ob ein katholischer oder ein evangelischer Christ spricht, oder wie man, wenn man vor katholischen Theologen einen Vortrag zu halten hatte, hinterher in der Diskussion manchmal völlig vergessen kann, daß man sich vor einem katholischen Forum befindet – so ähnlich sind die Fragen. Das zeigt, daß die entscheidende theologische Trennungslinie heute nicht mehr an den Grenzen der einzelnen Kirchen und Konfessionen entlangläuft, sondern mitten durch sie hindurchgeht. Der Punkt, an dem sich die Geister scheiden, ist die Frage, wie die Theologie ihre Aufgabe versteht und anpackt, ob sie sich der «Situation» stellt und bereit ist, ihr Reden von Gott neu zu verantworten, so daß es zutreffendes – auf Gott und die Welt zutreffendes – Reden von Gott ist, oder ob sie sich der «Situation» verschließt und so von Gott redet, daß sie damit weder die Wirklichkeit Gottes noch die Wirklichkeit der Welt trifft. Aber eben an dieser Stelle scheint mir seit einiger Zeit unter den Theologen beider Kirchen ein bemerkenswerter Umschwung im Gange zu sein. Er läßt sich auf die zugespitzte, vielleicht etwas überspitzte Formel bringen: von der «Feststellung» zum «Dialog».

2. *Von der Feststellung zum Dialog*

Lange Zeit galten die Theologen als derjenige Stand in der Kirche, dessen besondere Aufgabe es war, über die Reinheit der kirchlichen Lehre zu wachen. Das sah in der katholischen und evangelischen Kirche zwar verschieden aus, war aber in beiden im Grunde das gleiche. Hier wir dort stand